

Romantische Liebe in globaler Perspektive? William M. Reddys „The Making of Romantic Love. Longing and Sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900–1200 CE“ (2012)

Claudia Olk

Mit seiner Monographie „The Making of Romantic Love“¹ legt William M. Reddy, der bislang in diesem Forschungsgebiet bereits mit früheren Werken wie „The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions“ (2001) einflussreich war, einen weiteren Beitrag zur Geschichte der Emotionen vor. „The Making of Romantic Love“ basiert auf der Hypothese, dass die Dialektik zwischen *romantic love* und *sexual desire* ein spezifisch westliches Phänomen darstelle, das aus der Konzeption der *courtly love* im Europa des 11. und 12. Jahrhunderts erwachsen sei.

Um die Frage nach dem Ursprung der *courtly love* aus komparatistischer Sicht neu zu stellen, zieht Reddy die Kulturen Südasiens sowie Japans als Vergleichsbasis heran, die – bei all ihrer Heterogenität – diese für das westliche Denken charakteristische Gegenüberstellung nicht vollziehen. Seine Studie ist entsprechend in zwei Teile gegliedert, von denen sich der erste mit der Entstehung der *courtly love* in Europa, der zweite mit Südasien und Japan beschäftigt. Reddy argumentiert, dass die Idee der romantischen Liebe, wie sie von den Troubadours sowie den weiblichen Trobairitz als höfische Liebe oder *fin'amors* besungen wurde, als Reaktion auf die beziehungsweise gar als eine Art „Schattenreligion“ (38) zur Doktrin der Gregorianischen Reformer erwachsen sei, die sexuelle Begierde als triebhaft diffamierten und entsprechend verurteilten (3). Dieser entscheidende Einfluss der Gregorianischen Reformen sei, wie Reddy ausführt, in der bisherigen Betrachtung des Phänomens der *courtly love* vernachlässigt worden. Er vertritt die Ansicht, dass die Lyrik der Troubadours und Trobairitz die kirchliche Doktrin aufgenommen und kompensiert habe, indem sie eine Konzeption der „wahren“, spiritualisierten Liebe propagierte, die in der Lage gewesen sei, die selbstzentrierte, körperliche Begierde zu kontrollieren.

1 William M. Reddy, *The Making of Romantic Love. Longing and Sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900–1200 CE*, Chicago/London: University of Chicago Press 2012, 439 S.

Reddys Untersuchung der zwei synchronen Kontexte, Südasiens und Japans, in denen die Konzeption der körperlichen Begierde als primär triebhaft ebenso wenig existierte wie der metaphysische Dualismus zwischen Körper und Seele generell, soll mithin zeigen, dass die sexuelle Begierde als ein kulturelles Konstrukt betrachtet werden kann (14, 27). Reddy verwendet den Terminus *romantic love* ausschließlich für die Liebeskonzeption der westlichen Kulturen, in denen Begehren als triebhaft gelte, und führt im Rahmen seiner komparatistischen Untersuchung den Begriff eines *longing for association* zur Bezeichnung des Gefühls der Liebe in allen drei betrachteten Kulturen ein. Dieser Begriff evoziere nicht notwendig sexuelle Konnotationen und gehe über den europäischen Dualismus zwischen *desire-as-appetite* sowie *romantic love* hinaus.

Die Einleitung der Monographie folgt einem assoziativen Duktus, in dem der Autor sich unter anderen auf neuropsychologische Studien sowie anthropologische und ethnographische Untersuchungen beruft, die eine Gleichsetzung von Begehren und Trieb infrage stellen. Nach einem Exkurs über die europäische Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts, der Reddy die Darstellung rigider und stereotyper Geschlechterrollen attestiert, widmet er sich kursorisch der Geschichte der Sexualität. Er begründet seine nahezu ausschließliche Betrachtung der heterosexuellen Liebe sowie des Konzepts eines *desire-as-appetite* damit, dass er Kategorien wie Homosexualität und Heteronormativität für die Untersuchung des Mittelalters als anachronistisch begreift und argumentiert, dass Konzeptionen von Homosexualität im Mittelalter selbst nicht als solche reflektiert worden seien.

In seinem ersten Kapitel untersucht Reddy drei Faktoren, die das Ideal der *courtly love* aus seiner Sicht geprägt haben: eine bestimmte Form aristokratischer Rede (*aristocratic speech*), ein damit verbundener Umgang mit Verwandtschaftsverhältnissen, Genderidentitäten und sexuellen Beziehungen sowie schließlich der Einfluss der Gregorianischen Reform.

Hinsichtlich der aristokratischen Sprache im 11. und 12. Jahrhundert geht der Verfasser von der These aus, dass Sprache und Gewalt in einem engen Verhältnis zueinander standen, indem jegliches Sprechen über Autorität und Status sich im Rahmen eines Ehrenkodexes beweisen musste. Im Gegenzug dazu entstanden sogenannte „shadowy spaces of silence“ (67), die auf unterschiedliche Arten besetzt wurden. Zum einen machten sich diese schweige-geschützten Räume in der Erbschaftspolitik bemerkbar, in der Nachkommen oft nach freiem Belieben als Erben ernannt wurden und ihre Rechte so lange behielten, bis diese ihnen öffentlich streitig gemacht wurden (68–72). Reddy betrachtet diese flexiblen Erbschaftspraktiken als einen Faktor in der Entstehung der *courtly love*, da sie die öffentliche Rolle der Frauen entscheidend mitbestimmten. Anhand von drei historischen Beispielen prominenter Frauenfiguren führt er aus, dass höfische Frauen, die meist auf männliche und militärische Hilfe angewiesen waren, gegen Ende des 11. Jahrhunderts dazu übergingen, ihr Auftreten zu kultivieren, um ihre Ansprüche auf Erbschaft zu behaupten und ihre persönliche Autorität zu festigen. In der Folge wurde, so Reddy, die Atmosphäre am Hof erotisch aufgeladen und mit

dem Begriff *cortezia*, einer Tugend, die das Verhalten bei Hofe als zugleich spielerisch wie respektvoll beschreibt, belegt (76).

Auch die Institution der Ehe war als primär familiäre Angelegenheit von den Praktiken aristokratischen Sprechens und Schweigens durchdrungen: Sofern das Schweigen aller Parteien gewahrt wurde, waren außereheliche Verhältnisse keine Seltenheit, Ehen wurden oft aufgelöst, indem man Konsanguinität als Grund vorgab – Maßnahmen, die die Situation der Frauen zumindest volatil erscheinen lassen.

Der Verfasser hingegen entscheidet sich für eine positivere Deutung: In diese sich gleichsam selbstregulierende aristokratische Welt brach, will man dem Narrativ Reddys folgen, die Gregorianische Reform ein. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts systematisierten und popularisierten Gregorianische Reformer auf extreme Weise die keineswegs neue kirchliche Doktrin, dass sexuelle Begierde eine Folge der Erbsünde und damit lebensgefährlich sei. Sie gründeten ein „set of sexual regulations“ (87), darunter ihr Bestehen auf der Ehe als Sakrament (90). Eine direkte Folge dieser Politik war es laut Reddy, dass der Status der Frauen noch fragiler wurde, da ihr Einfluss und ihre Unabhängigkeit abnahmen. Stattdessen verfestigten sich in der Literatur Genderstereotypen und Rollenverständnisse, die die Darstellung von Frauen zum Beispiel anhand von Schönheitskatalogen weiter konventionalisierten. Die Frage, inwieweit den Frauen selbst in diesem Zusammenhang *romantic love* und *sexual desire* zugeschrieben wurden, wird von Reddy nicht näher reflektiert.

Um seine These zu unterlegen, dass das Konzept der *fin'amors* im Kontext aristokratischer Wirklichkeit und als Gegenreaktion auf die Doktrin der Gregorianischen Reform entstanden sei, betrachtet Reddy die Biographie des ersten Troubadours, Wilhelm von Aquitanien (1071–1126), in der sich dieser politisch-religiöse Wandel ihm zufolge unmittelbar niederschlug. Aus dem Zwiespalt zwischen öffentlicher, kirchlicher Sanktion und privater Verehrung einer Frau gelingt es Wilhelm, eine Form der Dichtung ins Leben zu rufen, in der die Liebe ihre Erfüllung in der Spiritualisierung findet: Die *courtly love* war geboren. In der Folge ordneten die Troubadours und Trobairitz die Existenz sexueller Begierde dieser Form der Liebe als einer Art „Schattenreligion“ unter (159). Das Aufkommen des neuen Liebesideals, so Reddy, unterstützte jedoch eine Festschreibung von Genderdifferenzen, die eine immer eingeschränktere Rolle der Frau als unerreichbares Objekt des Begehrens bedingt hätten.

Über die Lyrik der Troubadours hinaus bezieht sich Reddy im nächsten Kapitel in einem kursorischen Abriss eines immensen Forschungsfeldes auf die Vernarrative des 12. Jahrhunderts: die Arthurischen Romanzen, Chrétien de Troyes „Lancelot“, die Tristansage, die „Lais“ der Marie de France sowie die höfischen *fabliaux*. Er sieht seine These der Erfindung der *courtly love* als Folge der literarischen Reaktion auf die Gregorianische Reform bestätigt und liest den „Lancelot“ als „effektive Polemik in fiktionalem Gewand, die sich gegen die Gregorianische Theologie des *desire-as-appetite* wendet“ (178), betrachtet Gottfried von Straßburgs „Tristan“ als Verherrlichung einer spirituellen Liebe (197) sowie die „Lais“ als „Feier einer Schattenreligion der Liebe“ (200).

Im Vergleich zur westlichen, durch moralische Dualismen geprägten Tradition betrachtet Reddy im zweiten Teil seiner Studie das Verhältnis von sexueller Liebe und Religion in der *Vaishnavabhakti*-Tradition in Bengalen und Orissa im gleichen Untersuchungszeitraum des 9. bis 12. Jahrhunderts. Diese Tradition war charakteristisch für den puranischen Hinduismus, der unter anderem eine enge Verbindung zwischen religiöser und herrschaftlicher Welt, zwischen Tempel und Palast aufweist. Wenngleich zwischen weltlicher Liebeslust (*rati*) und deren spiritualisierter Form (*shingara rasa*) unterschieden wurde, so war Sexualität ein konstitutiver Bestandteil religiöser Rituale und Praktiken. Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, konzentriert sich Reddy auf den Kult im Purushottama-Tempel in der Stadt Puri (Orissa), in dem in der Dichtung (*Gitagovinda*) beschriebene Tanzrituale vollzogen wurden. Die gleichzeitige Anbetung mehrerer Gottheiten in diesem Tempel deutet er als machtpolitisches Manöver des Königs Codegaga (1078–1147) und beschreibt damit zugleich die Pluralisierung hinduistischer Anbetungsformen. Die zudem mit diesem Tempel assoziierten Praktiken des *Tantra* und des *Bhakti* verdeutlichen die enge Verwobenheit des Sakralen mit dem Sexuellen. Beide Bereiche waren am Hofe nicht von der ästhetischen Erfahrung zu trennen, und so verweist Reddy auf eine Vielzahl von Quellen, die Strategien der Perfektionierung der ästhetischen, religiösen wie sexuellen Bereiche beschreiben.

Eine ähnlich integrative Konzeption der Liebe, die Sexualität und Spiritualität nicht als Gegensätze betrachtet, findet Reddy im Japan in der Heian-Zeit (794–1158). Im entsprechenden Kapitel beschreibt er erneut zunächst den religiös-kulturellen sowie den sozialpolitischen Kontext, in dem die Kombination zweier religiöser Strömungen, des Buddhismus sowie bestimmter Formen indigener *kami*-Verehrung, die Konzeption sexueller Beziehungen veränderte. Darin wurden die buddhistischen Grundsätze, denen gemäß Begierden unvermeidlich zu Verlust und Enttäuschung führten, durch die Möglichkeit der Hinwendung zu den *kami*-Gottheiten des Diesseits relativiert, die in diesen Bereichen spirituellen Zuspruch verhiessen. Verstöße des Einzelnen gegenüber den vorhandenen Verhaltenskodizes waren Reddy zufolge nicht durch sexuelle Begierde motiviert, sondern vielmehr durch die Unfähigkeit der Liebenden, ihre emotionale Empfindsamkeit, insbesondere ihre Fähigkeit zum Mitgefühl zu kontrollieren (296). Polygamie sowie außereheliche Beziehungen wurden nicht sanktioniert, solange alle betroffenen Personen einander mit dem gebührenden Respekt behandelten.

Reddy beschreibt allgemeine Veränderungen im gesellschaftlichen Bereich, in denen das von China inspirierte System, das Patrilinearität und Monogamie vorsah, mit fortwährenden matriarchalen Traditionen koexistierte und bestimmte Formen der Selbstpräsentation prägte. Anhand von Beispielen aus der kanonischen Literatur, wie zum Beispiel frühen Romanformen in „The Tale of Genji“, die in diesem Kontext sowohl Ausdrucksmöglichkeit des persönlichen Talents als auch konkretes Mittel des Liebeswerbens waren, zeigt Reddy die darin dargestellte Verbindung zwischen Spiritualität, Schönheit und Sexualität auf. Im Gegensatz zu westlichen Texten aus dem 12. Jahrhundert, die eine Trennung zwischen dem Profanen und dem Sakralen vornahmen, ließe

sich unter anderem am Beispiel der *asobi*, das heißt jener Frauen, die Pilgern auf ihren Reisen ihre Sanges- und Liebeskünste anboten, zeigen, dass beide Kategorien in Japan durchaus miteinander vereinbar waren.

Am Ende seiner fast 50-seitigen und über weite Strecken sehr repetitiven Schlussbetrachtung widmet sich Reddy erneut Europa sowie von dort ausgehend der gesamten westlichen Welt, beschreibt seine Konzeption romantischer Liebe und den Status der Ehe anhand verschiedener, zumeist populärwissenschaftlicher Diskurse aus den USA der Gegenwart mit Rekurs auf Film und Fernsehen und gelangt zu einer kühnen Analogie: „It is as if the twelfth century were being replayed, with therapists and sociologists in the role of Peter Damian and Bernard of Clairvaux“ (383). Diese sehr vereinfachend an die Psychoanalyse Freuds angelehnte Lesart des Hochmittelalters, in der die Literatur als Medium der Affektkontrolle und Triebsublimation fungiert, unterliegt der Monographie an zahlreichen Stellen, wenn der Autor zum Beispiel bereits zu Beginn „family resemblances between Peter Damian and Sigmund Freud“ (37) konstatiert. Die Komplexität literarischer Texte, die lediglich als historisch-ethnographische Dokumente gelesen werden, findet darin weder ausreichende Berücksichtigung noch Differenzierung.

Wenngleich es fraglos erscheint, dass es sich bei dem untersuchten Material um sehr heterogene Texte handelt, die nicht in einer Definition aufgehen und sich nicht von einem einzigen theoretischen Ansatz her repräsentieren lassen, so bleibt die theoretische Reflexion ihres Gegenstands in dieser Studie vage. Der methodisch insgesamt sehr eklektische Umgang mit Theorien aus der Psychologie, Soziologie, Anthropologie und Ethnologie führt entsprechend häufig zu wenig überraschenden Schlussfolgerungen, wie zum Beispiel derjenigen, dass Sexualität nicht an und für sich existiere, sondern ein gesellschaftliches Konstrukt sei. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung eröffnet die Studie an einem entscheidenden Punkt mithin gerade keine neue Perspektive auf die Geschichte der Emotionen, da sie überkommene Epochengrenzen sowie kulturelle Dichotomien eher reifiziert als in Frage stellt. Auch wenn die romantische Liebe in einem Ausblick als potentiell subversiv, gar als „queer performance“ (389) betrachtet wird, so werden traditionelle Geschlechtervorstellungen nicht nur nicht problematisiert, sondern häufig schlicht vorausgesetzt. Diese ausgeprägte Tendenz der Studie zu Generalisierungen manifestiert sich bereits in ihrem ersten Satz, in dem von einem „common Western way of feeling“ die Rede ist, aber auch, wenn die französischen Texte des 11. und 12. Jahrhunderts repräsentativ für die westeuropäische Literatur allgemein gelten sollen und *romantic love* synonym zu *courtly love* verwendet wird. Der Begriff der *romantic love* erscheint in Reddys Verwendung vielmehr selbst als ein Anachronismus, der ungeachtet seiner Geschichte sowie ohne Reflexion des Terminus *romantic* auf das Hochmittelalter appliziert wird. Die religiöse Begründung der Troubadour-Lyrik, die in einem Reiz-Reaktions-Schema zu den Gregorianischen Reformen begriffen wird, wirkt ebenfalls sehr reduktionistisch und lässt weitere Entwicklungen und Gattungen europäischer Liebeslyrik des Mittelalters wie zum Beispiel den Minnesang oder die Frauenmystik außer Acht.

Die Studie verzichtet gleichfalls darauf, ihre eigenen historiographischen sowie diskursiven Ursprünge einer Kritik zu unterziehen. Sie ist zwar durch eine Terminologie angereichert, die sich aus anthropologisch-soziologischen und in geringerem Maße aus kulturwissenschaftlichen Quellen speist, lässt jedoch eben jene Schemata intakt, deren ideologische Wurzeln sie ihrem eigenen Selbstverständnis nach mit dem Augenmerk auf Phänomene der Koexistenz europäischer und außereuropäischer Kulturen sowie der Transformation von Liebes- und Geschlechterkonzeptionen hätte kritisieren müssen. Eine Untersuchung, die einen Beitrag zur Geschichte der Emotionen leisten möchte, fällt zudem in ihrer Annahme eines gleichsam seit dem 11. Jahrhundert ungebrochenen „common Western way of feeling“ hinter den aktuellen Forschungsstand zurück.

Reddy legt seinen Rezensent/inn/en Folgendes ans Herz: „[...] no evaluation of this study should neglect the whole sweep of the comparative analysis“ (34), und in der Tat ist sein Einbezug der außereuropäische Perspektive als ein Verdienst der Monographie zu betrachten, das wegweisend für emotionsgeschichtliche Ansätze sein kann. Gleichwohl steht auch dieser in „The Making of Romantic Love“ an vielen Stellen im Dienst einer weiteren Festschreibung von Dichotomien.